



**Luciana Castellina**

## **Europa muss sich seiner eigenen Kultur bewusst werden**

Ich möchte meine Rede mit einer Bemerkung beginnen, die keinen direkten Bezug zu „Kultur“ hat, aber ich denke, dass man an einer etwas dramatischen Feststellung nicht vorbeikommt: Wir erleben derzeit einen Niedergang Europas und der Rolle Europas. Es fehlt die Dynamik; die Bürger verstehen die EU nicht.

Zwei sehr unterschiedliche Menschen haben mir etwas Denkwürdiges mitgeteilt. Der erste ist einer unserer Freunde, die für das Weltsozialforum arbeiten und überall auf der Welt Treffen veranstalten, insbesondere bei den Sozialforen in Afrika und Lateinamerika. Er meinte zu mir: „Weißt du was? Niemand will mehr etwas von Europa wissen. Europa, was ist Europa? Was hat Europa schon getan? Die Süd-Süd-Beziehungen interessieren uns viel mehr. Also mit Asien, aber Europa...“. Ein ganz anderer Mensch als meine Freunde vom Weltsozialforum ist

meine Tochter. Meine Tochter ist Wirtschaftswissenschaftlerin und lehrt an der London Business School, welche in Kontakt mit der Universität in Dubai steht. (Apropos Universität in Dubai: Früher gingen die Studenten zum Studieren nach London, heute begeben sich die Dozenten aus London nach Dubai, um dort zu unterrichten. Sie „kaufen“ die Dozenten, damit diese direkt zu ihnen kommen.) Also, meine Tochter sagte mir, dass die Schüler aus Dubai, die arabischen und türkischen Eliten, nicht einmal etwas von Europa hören wollten. Sie meinten: „Europa? Was ist Europa? Europa ist tot!“ Und die Türken fügten hinzu: „Der EU beitreten? Nein, die wollen uns nicht, und außerdem ist es uns total egal, ob wir beitreten oder nicht! Uns interessieren viel mehr Asien, China, die Vereinigten Staaten...“

Selbst die „verhassten“ USA haben mit der Wahl von Barack Obama eine Fähigkeit zur Dynamik bewiesen, die wir in Europa seit langem nicht mehr

vorweisen können. Wir sind uns sehr wohl bewusst, dass Obama sich bei der Umsetzung auch nur eines kleinen Teils seines Programmes enormen Schwierigkeiten gegenüber sieht, sich gegen die starken Interessen seines Landes und vor allem gegen die tief verwurzelte Kultur des „Privaten“ und des Handels durchsetzen muss. Wir hätten ihm mit unserem Modell als Vorbild helfen können: Der „*European Way*“ ist im Eingriff des Staates in die Wirtschaft, des Anpassens der Regeln des Marktes und in der zentralen Rolle des öffentlichen Dienstes begründet. Das soziale Europa, das „Wohlfahrtseuropa“, hätte für den Kampf, den Obama führen muss, eine Hilfe sein können. Aber wir haben diese Gelegenheit verpasst, denn Europa selbst ist dabei, sein eigenes Modell abzubauen und sich jeden Tag etwas mehr an das globale Modell anzupassen, welches dem traditionellen amerikanischen Modell entspricht.

Die Konservativen haben nie an einen „*European Way*“ geglaubt. Die Linke selbst – oder jedenfalls ein großer Teil der Linken (der an der Regierung ist) – hat dieses Modell ebenfalls aufgegeben. Und da sind wir jetzt: Europa weiß nicht genau, was es ist. Es wird immer schwieriger, diesem Aufbauwerk einen Sinn zu verleihen, die Frage zu beantworten: „Warum Europa? Was bedeutet diese europäische Gemeinschaft?“.

Als wir 1957 die ersten Teilbereiche der Europäischen Union aufgebaut haben, wurde der gemeinsame Binnenmarkt geschaffen. Das war eine gute Idee. Das war eine Idee, die der Entwicklung Europas geholfen hat. Aber heute gibt es einen globalen Markt, und jeder betreibt Handel mit jedem überall auf der Welt. Was bedeutet da noch die Tatsache, dass wir ein Stück vom Markt haben? Das bedeutet nicht mehr viel!

Deshalb glaube ich, dass heute eine reale Nachfrage nach dem Wesentlichen, nach dem Sinn besteht. Wozu ist Europa da? Was ist daran so Besonderes? Was ist anders als in der übrigen Welt, das den Aufbau dieser Gemeinschaft rechtfertigen könnte?

Es scheint mir, dass die Tatsache, dass dieses Europa insbesondere in Bezug auf wirtschaftliche Fragestellungen und auf den Markt aufgebaut wurde, und dass Probleme im Zusammenhang mit «Kultur» vollständig in den Hintergrund gedrängt wurden, die Fundamente Europas sehr instabil hat werden lassen.

Wie Sie wissen, wurde das Wort „Kultur“ nicht einmal in den Gründungsvertrag der Europäischen Gemeinschaft 1957 aufgenommen. Das Wort Kultur erscheint erst 35 Jahre später im Vertrag von Maast-

richt. Aber selbst in diesem Vertrag geht es nicht um Kultur als solche, sondern um Kultur als Ware. Als kommerzielles Gut, kommerzielle Dienstleistung fällt „Kultur“ in den Zuständigkeitsbereich der EU.

Jean Monet sagte während der letzten Tage seines Lebens: „Wenn ich Europa erneut aufbauen müsste, würde ich mit der Kultur beginnen“. Er hatte entdeckt, gelernt und verstanden, dass die Schwäche Europas, seine Schwierigkeiten als politisches Subjekt auch von der Tatsache abhingen, dass eine gemeinsame Kultur, eine gemeinsame Identität nicht entwickelt worden war.

Das Fehlen dieser gemeinsamen Identität/Kultur ist der Grund dafür, warum es keinen wirklichen europäischen „Demos“ gibt. Der Historiker Eric Hobsbawm hat Recht mit seiner Aussage, dass es aufgrund dieser Schwäche schwierig ist, die Legitimität der Entscheidungen der europäischen Institutionen anzuerkennen: „Auf nationaler Ebene sind wir alle bereit, die Legitimität einer konservativen Regierung anzuerkennen, auch wenn wir selbst zur Linken gehören und umgekehrt. Wenn auf europäischer Ebene jedoch eine Entscheidung von einem französischen Kommissar getroffen wird, sehen die Italiener sie nicht als ihre Entscheidung an und umgekehrt.“

Es stimmt, es ist nicht leicht, eine gemeinsame europäische kulturelle Identität zu entwickeln. Es wurden bereits nicht wenige Versuche unternommen, dies zu erreichen; alle haben sich dafür engagiert (Edgar Morin, Chabaud, usw.). Alle europäischen Intellektuellen haben sich gefragt: „Was ist diese gemeinsame kulturelle Identität? Was haben wir gemein?“ Niemand hat darauf antworten können. Das Christentum wurde als Antwort vorgeschlagen, allerdings ist die Geschichte des Christentums in Europa eine Geschichte von Religionskriegen, von Konflikten; die Französische Revolution hat sich dagegen gewandt, ebenso die Renaissance. Jemand hat einmal gesagt, dass hier die Wiege der Demokratie ist: Schwierig, denn bei uns liegt auch die Wiege des Faschismus. Hinsichtlich des griechisch-jüdisch-christlichen Erbes, welches oft angesprochen wird – und somit die Trennung von Religion und Politik, die Anerkennung der Menschenrechte, die Unabhängigkeit der Wissenschaft – muss man sagen, dies sind Merkmale der gesamten westlichen Welt, keine spezifischen Unterscheidungsmerkmale für Europa. Kurz gesagt, niemand hat jemals diese Fragen beantworten können.



Was haben wir also gemein? Der Titel des Buches, welches ich zu diesem Thema geschrieben habe, „Euroollywood“<sup>1</sup>, ist provokant, weil ich damit zum Ausdruck bringen möchte, dass das, was wir gemein haben, nicht die europäische Kultur, sondern eher die globalisierte Kultur ist, das heißt die amerikanische Kultur. Die Europäer kommunizieren miteinander über die amerikanische Kultur, die uns allen vertrauter ist als die des Nachbarlandes. Die Italiener wissen besser darüber Bescheid, was in den USA passiert, als in Frankreich. Für die Deutschen ist es genauso. Ich wähle als Beispiel immer den audiovisuellen Bereich (Kino, Fernsehen), denn er ist sehr aufschlussreich, da das Kino, die audiovisuellen Medien mehr als alles andere zum kollektiven Imaginären beitragen. Es ist das wichtigste Mittel für Kulturaufbau, das wir haben. Nun gut: Der europäische Markt für audiovisuelle Medien ist bis zu 70-75% von Hollywoodproduktionen beherrscht; Filme aus meinem eigenen Land, Italien, machen einen geringen Anteil aus, Filme aus dem europäischen Ausland nur 5,7% oder 8% (das schwankt von Jahr zu Jahr).

Franco Moretti, ein sehr bekannter Kulturosoziologe und der Bruder von Nanni Moretti, beschrieb das sehr klar: „Europa ist stecken geblieben. Es gibt heute viel mehr Austausch zwischen den Kontinenten als inner-europäisch.“

Übrigens, wenn man über Kultur in Europa spricht, verwendet man das Wort immer im Plural, niemals im Singular, damit klar ist, dass kein Mitgliedsstaat akzeptieren würde, dass seine eigene nationale Kultur mit einer übergreifenden europäischen Kultur

verwechselt wird. Aber – darauf komme ich jetzt zurück – wir müssen trotz allem etwas miteinander gemein haben, das den Aufbau dieser europäischen Gemeinschaft rechtfertigt und das beweist, dass wir nicht nur ein Stück der globalen Welt sind.

Es gab durchaus Versuche seitens der Institutionen, dieses Problem zu lösen. Feierliche Erklärungen, Reisepässe in derselben Farbe, eine Flagge, selbst eine Hymne, die dennoch niemand kennt. Das erste, was wir aus dem Verfassungsentwurf entfernt haben, waren Flagge und Hymne. Niemand legte Wert darauf.

Man hat versucht, ein gemeinsames Buch über die europäische Geschichte zu schreiben; dieses Projekt wurde Prof. Durussel anvertraut, aber es versank in Kontroversen. Eine deutsche Lehrerin, Susanne Poppe, hatte vorgeschlagen, in alle europäischen Schulbücher 15 historische Bilder aufzunehmen sowie eine Erklärung der jeweiligen Gründe für das Thema, an welches die Bilder erinnern. Auch das wurde aufgegeben.

Man hat mit großen Worten versucht, den Schutz des künstlerischen und architektonischen Kulturerbes Europas zu unterstützen. Aber man muss auch wissen, dass Monumente der widersprüchlichste und am meisten mit Konflikten beladene Teil des Kulturerbes sind, denn der Triumphbogen in Berlin steht für eine französische Niederlage und umgekehrt steht ein anderes Monument in Paris für eine deutsche Niederlage.

Es ist schwierig, ein europäisches Subjekt, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine europäische Bürgerschaft aufzubauen. Es fehlen bis jetzt alle Instrumente zur Vermittlung zwischen den Institutionen und der Zivilgesellschaft, die eine gemeinsame öf-

<sup>1</sup> Luciana Castellina, 2008: Euroollywood. Il difficile ingresso della cultura nella costruzione dell'Europa. Pisa: Edizioni ETS, ISBN: 978-884672112-9, 244 pages.

fentliche Meinung aufbauen könnten: gemeinsame politische Parteien, Gewerkschaften, Zeitungen, NGOs - die Instrumente der Demokratie.

Aufgrund dieser fehlenden Instrumente hat das deutsche Bundesverfassungsgericht Zweifel an der Legitimität der EU-Verträge zum Ausdruck gebracht. In gewisser Hinsicht zu Recht, denn diese Instrumente bestehen weiterhin auf nationaler Ebene oder existieren nur auf dem Papier: Nicht einmal eine gemeinsame Beilage in den größten Tageszeitungen gibt es („La Repubblica“ in Italien hat einen wöchentlichen Zusatzteil, aber nicht von der Süddeutschen Zeitung oder Le Monde, sondern von der New York Times). In 50 Jahren haben wir es nicht geschafft, einen gemeinsamen Fernsehsender ins Leben zu rufen, außer dem kleinen Sender „Euronews“, an dem aber die Mehrheit der Mitgliedsländer nicht einmal beteiligt ist, auch Deutschland nicht. In Bezug

auf das Bild Europas in der Welt hat sich jedes Mitgliedsland für seinen eigenen Sender entschieden, wie BBC World, die Deutsche Welle, etc.

Jeder hat also seine eigenen Informationsquellen und seine eigenen Schlussfolgerungen, seine eigenen Beurteilungen, welche vollkommen unterschiedlich ausfallen, denn wir haben niemals auch nur irgendetwas gemeinsam unternommen. Das

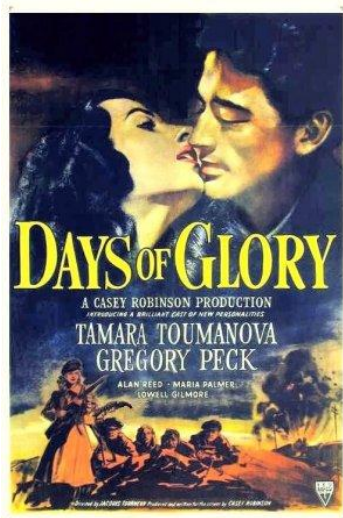
verursacht ein Demokratiedefizit in der EU, denn jeder Kommissar reagiert auf seine eigene öffentliche Meinung. Ein französischer Kommissar reagiert auf die öffentliche Meinung in Frankreich, ein italienischer Kommissar reagiert auf die öffentliche Meinung in Italien, usw. Wenn wir nicht auf denselben Wahlbezirk, auf dieselbe öffentliche Meinung reagieren, weil diese fragmentiert ist, oder auf dasselbe Subjekt, dann bedeutet das, dass wir nicht reagieren, auf niemanden.

Mit einer Ausnahme: Es ist richtig, dass die europäischen Institutionen für das Kino und die audiovisuellen Medien gekämpft haben, und insbesondere seit den 80er Jahren haben sie viel bewegt. In dem Augenblick, in dem die europäischen Filmschaffenden erkannt hatten, dass die europäischen Produktionen im Begriff waren, von unseren Fernsehbildschirmen und aus unseren Kinosälen zu verschwinden, wurde die Alarmglocke geläutet, was ab 1989 die Erklärung von Delphi, den „Vasconcelos-Bericht“ und Konferen-

zen über audiovisuelle Medien zur Folge hatte. Und schließlich wurden die ersten Instrumente zur Förderung des Kinos und der audiovisuellen Medien in Europa geschaffen (die EU-Richtlinie „Fernsehen ohne Grenzen“, die MEDIA-Programme der EU und andere).

Diese Programme haben zu einer Konfrontation mit Hollywood geführt, die «der nicht erklärte Krieg» genannt wurde. Zu Recht, denn es handelt sich tatsächlich um einen Krieg. Als die Richtlinie „Fernsehen ohne Grenzen“ (also diejenige, welche die Quoten für das europäische Kino in unsere Fernsehprogramme eingeführt hat) beschlossen und verabschiedet wurde, hat sich Clara Hills, die damalige Außenhandelsministerin der Vereinigten Staaten, direkt an die europäischen Vertreter gewandt und ihnen gesagt: „Sie können das nicht machen, Europa wird zu einer Festung werden“. Und sie reagierte so in einer Zeit, in der der amerikanische Marktanteil im audiovisuellen Bereich bei 80% lag! Danach, zur Zeit der Verhandlungen der Uruguay-Runde der WTO (Welthandelsorganisation), welche sich klar für die Liberalisierung der audiovisuellen Dienste aussprach, versuchten die Europäer, sich zu verteidigen. Tatsächlich wird durch die Liberalisierung jegliche öffentliche Unterstützung für Kino- und Fernsehproduktionen unrechtmäßig und als Verstoß gegen das Wettbewerbsrecht aufgefasst. Übrigens muss man wissen, dass es ohne diese öffentliche Filmförderung, die in all unseren Ländern existiert, keine europäischen Filme gäbe. Mit der Liberalisierung wäre diese Förderung also unrechtmäßig geworden. Die Streitigkeiten mit Hollywood sind dermaßen brutal geworden.

Das Europäische Parlament und vor allem die Filmschaffenden haben in dieser Schlacht eine sehr wichtige Rolle gespielt. Überall wurden Protestaktionen organisiert, insbesondere in Paris, um zum Ausdruck zu bringen, dass Kultur keine Ware ist und dass wir sie nicht als solche behandeln dürfen, dass sie überhaupt nicht im Rahmen von Handelsgesprächen hätte behandelt werden dürfen. Dass man eventuell die Liberalisierung der Telekommunikationsmärkte in Betracht ziehen konnte, aber niemals die der audiovisuellen Dienste. Ein Film ist schließlich kein Fax oder Telefonanruf, denn ein Film ist nicht nur Träger wirtschaftlicher Werte, er ist ebenso Träger von Erinnerungen, Phantasie, Traditionen, der Geschichten eines Volkes. Ein in Los Angeles hergestellter Kühlschrank wäre der gleiche oder ungefähr der gleiche wie ein in Brüssel oder Timbuktu hergestellter Kühlschrank, aber bei einem Film ist das nicht dasselbe. Ein in Lausanne gedrehter Film ist nicht derselbe wie ein Film, der in Timbuktu gedreht wird. Die Regeln des Marktes können nicht auf eine so spezielle „Ware“ (die selbstverständlich keine ist...) wie Kultur oder audiovisuelle Produkte angewandt werden.



Die Vereinigten Staaten haben einen sehr großen Vorteil: Sie haben einen großen und einsprachigen Binnenmarkt, auf dem die Hollywood-Produktionen bereits auf nationaler Ebene die Investitionskosten wieder einspielen können. Was bedeutet, dass ein sehr großer Spielraum für den Export bleibt, der Mittel für Werbung, Marketing, Vertrieb, usw. beinhaltet - selbst wenn man den Vorteil, der von der politischen und wirtschaftlichen Macht der USA herührt, außer Acht lässt. (Ein Leitartikler der New York Times, Thomas Friedman, machte dazu folgende geistreiche Bemerkung: „McDonald's (er wählte selbstverständlich die Marke McDonald's als Symbol der kulturellen Invasion Amerikas) würde nicht ohne McDonnell existieren - das Unternehmen, welches das Kampfflugzeug F-15 entwickelt hat". D.h. die audiovisuellen Medien sind wichtig für den amerikanischen Export auch in anderen Bereichen.

In Marrakesch, wo die Uruguay-Runde 1994 zu Ende ging, haben die Europäer das erreicht, was die «kulturelle Ausnahme» genannt wird. In Wirklichkeit ist das, was erreicht wurde, keine richtige kulturelle Ausnahme, denn eine kulturelle Ausnahme ist eine ständige Ausnahme von den Regeln der Liberalisierung. Was die Europäer erreicht haben, ist nur das Recht, im Augenblick den Markt der audiovisuellen Dienste nicht der Liberalisierung zu öffnen, wie es von den Regeln vorgesehen ist, also ein einfacher Aufschub, eine Frist. Ein zeitlich begrenzter Sieg.

Das reichte trotz allem für eine heftige Reaktion der USA. Erneut drohte das amerikanische Handelsministerium mit Vergeltungsmaßnahmen in anderen Bereichen. Der Ton ist auf beiden Seiten härter geworden: Mitterrand (damals französischer Staatspräsident) sprach in seiner Antwort an die Ministerin von einem „Völkermord“. „Auf dem Spiel - so der Präsident - steht die kulturelle Identität unserer Nationen, das Recht eines jeden Volkes auf seine eigene Kultur. Eine Gesellschaft, die anderen ihre Mittel zur Selbstdarstellung überlässt, ist eine unterdrückte Gesellschaft.“ Das stimmt. Meine Enkel kennen Texas deutlich besser als Kalabrien (eine Region in Italien), denn sie haben Texas mehrfach in Western gesehen; die andere Region hingegen kennen sie nicht. Ganz zu schweigen von Baden-Württemberg oder Picardie (Frankreich). Und übrigens kennen amerikanische Kinder die Außenwelt fast gar nicht, da audiovisuelle Produkte aus Europa und der restlichen Welt nur zu 2-3% auf den amerikanischen Markt kommen. (Das Traurigste, was ich bezüglich des Irakkrieges gesehen habe, der selbstverständlich im Allgemeinen traurig war aus vielen anderen Gründen, war direkt zu Beginn des Konflikts das Bild eines jungen amerikanischen Soldaten in der Wüste mit seinem Gewehr, der um sich blickte und kaum wusste, wo er sich befand. Von der gesamten Geschichte des Irak, von

Babylonien, vom Nahen Osten hatte er keine Ahnung. Denn das Kino, das Fernsehen in seinem Land zeigen kein Bild der anderen Kulturen).

Beim Abschluss der Uruguay-Runde waren die Fronten dermaßen verhärtet, dass Clinton in der Nacht der Unterzeichnung des Abkommens sein Telefon nahm und Kohl und Balladur direkt anrief. Er sagte ihnen: „Sie dürfen nicht darauf bestehen. Sie müssen die Liberalisierung akzeptieren. Hören Sie auf.“ Jack Valenti, der damalige Vorsitzende der Filmschaffenden in Hollywood, meinte voller Verachtung: „Warum reden Sie von Kultur? Das hat nichts mit Kultur zu tun! Das hat nur etwas mit dem harten Business des Geldes zu tun.“ Und Samuel Goldwyn, Sie wissen, der große Produzent der MGM (Metro-Goldwyn-Mayer), sagte mit noch größerer Verachtung: „Das heißt nicht Show Art, es heißt Show Business“.

Diese Konfrontation mit den USA ist nichts Neues. Es gab sie bereits in den 1920er Jahren. Damals war ein sehr wichtiger Deutscher, Erich Pommer, Chef der berühmten Studios in Berlin, der UFA (Universum Film AG). Zu dieser Zeit hatte er eine Bewegung gegründet, die sich „Film Europa“ nannte. Er war der Meinung: „Das Kino wird entweder europäisch oder es geht unter!“ Er war sich sehr wohl bewusst, dass die Europäer nur geeint der amerikanischen Konkurrenz die Stirn hätten bieten können. Aber mit Aufkommen des Tonfilms erkannte Europa seine eigene Schwäche: Jeder spricht eine andere Sprache. Und so war eine Produktion in großem Maßstab schon nicht mehr möglich. Die Amerikaner erfanden die Synchronisierung, um so das europäische Publikum noch besser anzusprechen. Europa hingegen ist niemals in der Lage gewesen, seine eigenen Filme zu synchronisieren, damit sie überall in Europa gezeigt werden können. Die Amerikaner haben übrigens immer die Synchronisierung europäischer Filme in ihrem eigenen Land abgelehnt, weil sie behaupten, zu anspruchsvoll zu sein und eine Synchronisierung nicht akzeptieren zu können, wohingegen die Europäer ignorant genug sind - ihrer Meinung zufolge - um sie zu akzeptieren. Es handelt sich hier ganz offensichtlich um eine Art versteckten Protektionismus.

In der Diskussion mit den Amerikanern über das Kino kommen sie immer wieder mit der Geschichte, dass man alles dem Markt überlassen muss, dass der Staat nicht eingreifen darf. Aber es ist überhaupt nicht so, als gingen sie genau so bei sich vor. Der amerikanische Staat kümmert sich intensiv um sein eigenes Kino. Nach dem zweiten Weltkrieg gab es unter den Teilnehmern der ersten Wirtschaftsmission der USA in Europa eine massive Präsenz von Vertretern aus Hollywood, die gekommen waren, um den Zustand der Filmbranche zu begutachten. Das Er-

gebnis war der Harmon-Bericht, in dem eine Strategie zur Rückeroberung der europäischen Leinwand entworfen wurde. Sofort danach erfolgte die Weisung des Staatssekretärs Berle an die Botschaften, in welcher er ihnen die Aufgabe anvertraute, sich um die Verbreitung ihres Kinos zu kümmern. Ich möchte betonen, dass ich bereit wäre, die drei Pfennige herzugeben, die uns der italienische Staat für das Kino gibt und noch dazu das gesamte europäische MEDIA-Programm, im Austausch gegen einen solchen Einfluss unserer Botschaften auf das Kino, wie die amerikanischen Botschaften ihn haben. Unseren Botschaften hingegen ist das im Allgemeinen komplett egal. Es ist klar, dass die Amerikaner sehr wohl Recht haben, denn es geht nicht nur um die Frage der kulturellen Hegemonie, der ideologischen und politischen Einflussnahme, sondern auch um den wirtschaftlichen Einfluss. Wir tragen alle Blue Jeans und trinken alle Coca-Cola, denn wir haben viele amerikanische Filme gesehen, viele Western, in denen man Coca-Cola und Blue Jeans sieht.

Im nach dem Zweiten Weltkrieg ausgehandelten Marshallplan gab es eine Klausel, eine Bedingung für die Vergabe von Darlehen: Amerikanische Filme sollten frei in unsere Länder eingeführt werden können. Die Franzosen, die immer kämpferischer sind, haben sich widersetzt (in den Jahren 1947/1948) und sind in Paris auf die Straße gegangen. (Es gibt sehr schöne Dokumentarfilme, in denen man Arbeiter und Filmschaffende in Paris über die Boulevards marschieren sieht, um gegen diese Klausel des Marshallplans zu protestieren.) Aber schließlich musste auch Frankreich nachgeben und ebenfalls das Blum-Byrnes-Abkommen unterzeichnen.

Selbst wenn die Amerikaner immer betonen, dass ausschließlich der Markt ihr Kino bestimmt, spielt Washington eine primäre Rolle. Es genügt zu erwähnen, dass die Vorsitzenden der MPA (Motion Picture Association) immer aus dem Kreise der engen Mitarbeiter der amerikanischen Präsidenten hervorgingen. Der erste, Willy Heys, war Wahlkampfchef von Präsident Harding, Eric Johnston war Gesandter des Weißen Hauses im Nahen Osten gewesen, Allan Dullas Chef der CIA (Central Intelligence Agency), Jack Valenti die rechte Hand von Präsident Johnson. Das geht so weit, dass Hollywood in den USA „The little State department“ („das kleine Außenministerium“) genannt wird.

Die Auswirkungen sind klar sichtbar: Wenn man die Filmproduktion in Hollywood anschaut (unabhängige Produktionen stellen eine Ausnahme dar), kann man sehen, dass die Filme streng der Linie der amerikanischen Politik folgen. Als während des Zweiten Weltkriegs die Vereinigten Staaten Verbündete der Sowjetunion waren und man daher ein positives Bild dieses Landes verbreiten musste, wurden Filme ge-

dreht wie „Days of Glory“ (1944, Jacques Tourneur), „Mission to Moscow“ (1943, Michael Curtiz), etc. Danach änderte sich die Lage, und mit dem kalten Krieg kamen Filme wie „Red Nightmare“ (1962, George Waggner), „Red Dawn“, 1984, John Milius), „Invasion U.S.A.“ (1952, Alfred E. Green), usw. Und als die Wiederaufrüstung Deutschlands von der Öffentlichkeit akzeptiert werden sollte, mussten die Nazisoldaten neu bewertet werden, und so kam es zu einer anderen Reihe von Filmen, wie z.B. „Rommel, der Wüstenfuchs“ (*The Desert Fox: The story of Rommel* (1951, Henry Hathaway). (Ich erinnere mich übrigens gut an diesen Film, der zu Beginn der 50er Jahre in die Kinos kam, denn ich wurde festgenommen, als wir in Rom versuchten, seinen Kinostart zu verhindern.)

Nichtsdestotrotz ist das amerikanische Kino großes Kino, natürlich. Das versteht sich von selbst. Es ist kein Zufall, dass Hollywood ‚die Heimat des Kinos‘ genannt wird, als ob diese Stadt einen exterritorialen Status inne hätte. Hollywood, das „Detroit der Gefühle“, die „Stadt der Träume“. Aber Hollywood ist auch ein Symbol für die Industrialisierung der Kultur, für eine standardisierte Produktion, die jede andere Ausdrucksform zunichte macht.

Trotz alledem muss man sich heute auch die Frage stellen: Welchen Sinn ergibt es, noch von der europäischen Gemeinschaft, der europäischen Identität, von europäischem Kino zu reden, als nicht vielmehr von amerikanischem oder japanischem Kino? Welchen Sinn ergibt es, da es heute auf der Welt Querbewegungen gibt, nicht nur zwischen den Klassen, sondern auch geographisch? Da die Geographie an Sinn verloren hat, die Nationalstaaten schon vom Aussterben bedroht sind, kann man da nicht darüber nachdenken, sie durch einen größeren Staat, die EU, zu ersetzen? Da die Welt nunmehr ein Netz geworden ist, wäre es da nicht normal, dass alle Gemeinschaften verschwinden würden, einschließlich der europäischen Dimension, welche überflüssig geworden wäre, reine Einbildung? Eine Dimension, auf die man in der Zukunft ganz klar verzichten kann. Pech für die, die man nicht ohne Ironie „die heiligen Europäisten“ nennt.

Ich denke, dass das nicht richtig ist; ich teile diese Meinung nicht. Das macht mir Angst. Eine Welt ohne eine „Bezugsgemeinschaft“, aufgesplittert, fragmentiert, ohne Grenzen, könnte eine Welt voller Metropolen von Verantwortungslosen werden. (Es gibt einen sehr schönen amerikanischen Comic, in dem zwei Hunde miteinander reden. Der eine Hund sagt zu dem anderen: «Weißt du, was am Internet gut ist? Dass niemand weiß, dass du ein Hund bist. Du kannst irgendetwas sein! Mann oder Frau. Schön oder unverschämt. Schwarz oder gelb oder weiß. Du kannst alt sein, jung, egal was. Du bist nicht nur frei

von den Zwängen deiner Familie, deines Dorfes, deines Landes, sondern ebenfalls von den Zwängen deines Körpers. Das ist Freiheit! Keinen Verpflichtungen unterliegen»). Verständlich, dass die jungen Menschen das wollen. Aber das führt zu einer Welt von „blinden Passagieren“, ohne „Bezugsgemeinschaft“ und daher ohne die Verpflichtung, auf irgendjemanden zu reagieren. Denn man ist anständig oder nicht, solidarisch oder egoistisch, in Bezug auf jemanden, in Bezug auf die Werte einer Gemeinschaft.

Ich meine, dass man gegen diese anarchistische Illusion, welche die Globalisierung vermittelt, kämpfen muss. Die Älteren unter uns erinnern sich bestimmt an die Port-Huron-Erklärung von 1962. Das war die erste Erklärung der amerikanischen „New Left“ (Neuen Linken), welche die Bewegung von '67 in Berkeley und unser europäisches '68 vorweggenommen hat. Es wurde gefordert, sich von der Bürokratie des Staates und der Unternehmen zu befreien, von allen starren Hierarchien, von institutionellen Zwängen. Aber dazu gibt es eine sehr interessante Selbstkritik von Sennett (amerikanischer Philosoph und Soziologe), einem der Verfasser dieser Erklärung. Sennett sagt: „Wir haben gewonnen, aber auf eine perverse Art, denn triumphiert haben nur der Individualismus, die Prekarisierung und der Egoismus“. „Die früheren Kulturen wurden – schreibt der Soziologe Arjun Appadurai – durch die Kultur der globalen „Fernsehnetzwerke“ („Networks“) ersetzt. Das ist die einzige Kultur, die es noch gibt; jede andere Kultur ist verschwunden.“

Ich glaube, dass der französische Philosoph Jacques Rancière Recht hat, wenn er sagt: „Demokratie ist ein spezifisches Mittel zur symbolischen Strukturierung des Zusammenseins. Ohne Gemeinschaft gibt es keine Demokratie“.

Wenn wir von Gemeinschaft sprechen, dürfen wir natürlich nicht an einen europäischen Staat denken, der den alten Nationalstaaten ähnelt, aber größer ist und alle vorher existierenden Staaten geschluckt hat. Das würde ebenfalls alle fürchterlichen Eigenschaften der Nationalstaaten mit sich bringen, das muss man schon so sagen, welche sich auf Ausgrenzung, Ethnozentrismus, auf „Monokultur“, die Angst vor den anderen gründeten. Formen der Ausgrenzung, die sich angesichts einer immer weniger ethnisch und religiös einheitlichen Bevölkerung vervielfachen.

Wir brauchen also eine Neuerfindung – wie Jürgen Habermas meint. Wir brauchen ein neues Konzept der Staatsbürgerschaft, «eine transnationale Staatsbürgerschaft», wie Étienne Balibar sie nennt, das heißt, nicht auf die Gleichung Staatsbürgerschaft – Nationalität gegründet.

Aber all das wird heutzutage noch durch das Phänomen einer nicht vorübergehenden Einwanderung

verkompliziert, denn – wie der Gründer der „cultural studies“, Stuart Hall, schreibt – „die Diaspora ist nicht mehr minoritär, sie ist die Vorwegnahme der Moderne“. (Auf dem Brüsseler Standesamt ist der häufigste Vorname inzwischen Mohamed).

Das Phänomen Migration wird noch verkompliziert durch die Tatsache, dass der Integrationsprozess der Einwanderer heute paradoxerweise nicht so schnell vonstatten geht wie in der Nachkriegszeit. Damals kamen die Einwanderer aus Kolonien und sprachen die Sprache der Kolonialmacht, kannten ihre Sitten und Gebräuche. Heute lernen sie in der Schule Sprache und Bräuche ihres eigenen Landes. Oder sie kommen aus Ländern, die noch nie etwas mit dem Land, in das sie einwandern, zu tun hatten. (In Italien gibt es zum Beispiel sehr viele Philippiner und in Deutschland viele Türken.) Außerdem bleiben die Kontakte zum Herkunftsland stärker als früher als die Migranten einmal im Leben nach Hause zurückreisten. Heute reisen sie dank der Billigflüge sehr viel häufiger heim. Es gibt Mobiltelefone, und jeder hat eine Großmutter, mit der er in Kontakt bleiben möchte, selbst wenn sie in der Wüste lebt. Vor 20 Jahren war das nicht der Fall. Die Großmutter war vergessen, es bestand nur noch ein imaginärer Kontakt.

Insbesondere gab es einzig und allein das nationale Fernsehen, welches zwangsläufig ein Mittel der Integration war. Heute können die Philippiner in Italien mit dem Satellitenfernsehen die Sender ihres Landes ansehen, die Araber können arabische Kanäle schauen. In Deutschland gibt es 20 türkische Fernsehsender über Satellit. Die Türken schauen kein deutsches Fernsehen. Und selbstverständlich schauen die Deutschen keine türkischen Sender. Also sind die kulturellen Diskrepanzen sehr viel größer als früher.

Selbst die Arbeitswelt! Früher gab es die soziale, integrierende Funktion der Fabrik, der großen Fabrik. Jetzt wird dies immer seltener, prekäre Arbeit ist zur Norm geworden, Beschäftigung, welche „Suitcase Economy“ genannt wird: der Handel mit landestypischen Gegenständen, der Kleinhandel, der sich auf der Straße abspielt. Vorherrschend ist eine „globale Informalität“, ein globales Prekariat, das zu einer extrem hohen Mobilität führt.

Und es gibt nicht einmal mehr die alte Sehnsucht nach dem früheren Heimatland, das wenigstens etwas war, das man kannte und das man verstehen konnte. Die Herkunftsländer sind ja nicht mehr die ruhmreichen Länder der Unabhängigkeitskämpfe, sondern sie werden nun von „Kompradoren-Bourgeoisie“ beherrscht.<sup>2</sup> Die Loyalität besteht eher zu den Mitgliedern der Familie oder des Klans, zu

<sup>2</sup> Bürgerliche Klasse in den Ländern der Dritten Welt, die im interkulturellen/internationalen Handel vermittelt.

denen ein lebendiger Kontakt gepflegt wird. Das erklärt übrigens das Revival der Religion, dem einzigen kritischen Raum gegenüber einer Moderne, die die Einwanderer erdrückt.

Alles in allem entwickeln sich unterschiedliche Formen der Sozialisierung, welche nicht mit den klassischen, beständigen Gemeinschaften mit sicheren und bekannten Grenzen übereinstimmen. Man könnte sagen, dass es sich um Transkulturen handelt, die „disembedded“ sind, das heißt, dass sie nicht mit den Strukturen der etablierten Gesellschaftssysteme verknüpft sind. Die Verknüpfungen bilden und lösen sich kurzfristig. Die traditionellen Beziehungen zwischen Kultur, Region und „polity“ sind zerstört.

Auch aufgrund dieser neuen Phänomene ist es nicht möglich, von einer eindeutigen europäischen Identität zu reden. Europäische Identität ist nur vorstellbar als eine komplexe, mehrdeutige Identität, die die verschiedenen nationalen oder lokalen Kulturen nicht auslöscht, sondern sie übernimmt und in eine neue Identität integriert. Denn trotz allem müssen wir etwas miteinander gemein haben, da wir in derselben Region als kollektives, nicht als fragmentiertes Subjekt leben. Und genau da wird die Aufgabe schwierig, denn es muss ein Gleichgewicht gefunden werden zwischen der Achtung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen (wie die UNESCO-Konvention von 2005 verlangt) und der Gefahr, sich in einem Kaleidoskop von Mikroidentitäten zu verlieren, die nicht miteinander kommunizieren und isoliert bleiben.<sup>3</sup>

Die Konvention über kulturelle Vielfalt, von der wir sprechen, ist eine gute Konvention, aber sie kann nur dann einfach erscheinen, wenn man sie oberflächlich betrachtet, denn sie beinhaltet viele Widersprüche und ruft harte Konflikte hervor – zumindest wenn unter «die Kultur», wie es die UNESCO tut, nicht nur das Kunstwerk fällt, sondern im anthropologischen Sinne auch die Gesamtheit der Verhaltensweisen, Werte und Bräuche eines Volkes.

Nehmen wir zum Beispiel den Fall des „Tschadors“. Ist das kulturelle Vielfalt? Dann schützt selbstverständlich die Konvention den Tschador als Teil der kulturellen Vielfalt, und Frankreich müsste verurteilt werden, weil es ein Gesetz verabschiedet hat, welches Frauen daran hindert, ein Kopftuch zu tragen. Das stellt ein Problem dar. Müssen wir im Namen der Achtung der kulturellen Vielfalt alles akzeptieren, selbst die Beschneidung weiblicher Genitalien? Also zu einem extremen Kulturrelativismus übergehen und darauf verzichten, gemeinsame Werte aufzubauen

en? Nein, bestimmt nicht, aber wir müssen uns bewusst sein, dass dieses Thema sehr heikel ist.

Die Frage wurde angemessen diskutiert, auch im Rahmen des UNDP (UN Development Programme), welches entschied, dass kein Staat Gesetze erlassen darf, die zu einer bestimmten Verhaltensweise verpflichten (den Tschador zu tragen, zum Beispiel, oder ihn abzulegen), aber der Staat muss garantieren, dass innerhalb der Gemeinschaften Demokratie herrscht und der/die Einzelne in der Lage ist, eine eigene Wahl zu treffen.

Ich glaube, dass wir unser Streben nach Universalität bewahren müssen. Wir können nicht sagen, jede/r soll machen was er/sie will, denn dann würden wir in einer Situation leben, in der es nur verschiedene kulturelle Ghettos gibt, die nichts miteinander gemein haben. Wir müssen an dem Ziel festhalten, eine Gesellschaft aufzubauen, in der wir Werte und Prinzipien teilen. Aber wir müssen uns bewusst sein, dass der Universalismus, von dem heute gesprochen wird, von der westlichen Welt geprägt wurde und dass die anderen an seiner Entstehung nicht mitgewirkt haben. Denn das kollektive Imaginäre wird durch Informationen, Bilder, die westliche Hegemonie festgelegt. Was bedeutet Universalismus? Woraus besteht er? Er besteht zunächst aus Informationen. Aber 90% der Informationen liegen in den Händen der westlichen Welt; die anderen sind nicht dabei. Und es sind Informationen, die Bilder und Werte schaffen.

Als Kinder haben wir alle Robinson Crusoe gelesen. Als Robinson Freitag trifft, spricht er mit ihm Englisch; er denkt nicht daran, dass seine Sprache nicht die universelle Sprache ist. Das ist beispielhaft für die Art und Weise, wie wir denken.

Wirklicher Universalismus kann nur das Ergebnis eines sehr komplexen, sehr langen Prozesses des Dialogs sein. Das ist allgemein anerkannt, aber dann wird es unklar. Multikulturalismus ist in aller Munde; die EU hat diesem Thema sogar eines ihrer „Jahre“ gewidmet. Aber das droht zu einem Käfig zu werden, in dem die verschiedenen Kulturen, die nicht kommunizieren, starr werden. Jedem wird ein kleiner Gemüsegarten zugestanden, in dem er seine eigene Kultur hervorbringt, die für den Eigenbedarf bestimmt ist. Man «toleriert» die Vielfalt der anderen. Aber Toleranz ist kein schönes Wort: Denn es gibt immer denjenigen, der toleriert, und den, der toleriert wird, und das ist ein Unterschied! Der alte und sehr misstrauische Laokoon erklärte den Griechen, dass ein großer Unterschied zwischen einem Dialog unter Verschiedenen und einem Dialog unter Ungleichen besteht. Letzteres ist der Fall beim interkulturellen Dialog, der in Europa geführt wird: unter Ungleichen und nicht unter unterschiedlichen Menschen.

<sup>3</sup> Die „Konvention zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ wurde 2005 von der UNESCO-Generalkonferenz und trat 2007 in Kraft.

In Italien (aber ich glaube, das ist fast überall gleich) teilen sich die Meinungen der Bürgermeister, der Kommunalbehörden – nicht der rassistischen, welche Einwanderer vertreiben, sondern der guten – in zwei unterschiedliche Positionen: Die einen sagen: „Ihr seid wie wir, also müsst ihr in unsere Kultur, in unsere Gesellschaft, in unsere Sitten integriert werden“; die anderen sagen: «Wir respektieren eure Andersartigkeit, und wir werden euch eine Moschee bauen, damit ihr euer Ding machen, nach euren Traditionen leben könnt.» Weder die einen noch die anderen haben Recht: Die Aufgabe ist schwieriger. Um eine neue Identität zu schaffen, in der sich die alten Europäer, die Einheimischen, aber auch die neuen Europäer wieder erkennen, müssen wir, selbst wir, uns zur Diskussion stellen. Das geht um eine Infragestellung, wir brauchen den Mut dazu. Auf welche Art und wie viel sind wir bereit zu verändern im Hinblick auf die anderen? Das ist sehr schwierig! Sind wir als Italiener in der Lage, uns in Frage zu stellen im Hinblick auf die Deutschen, die anders sind als wir, oder im Hinblick auf die Nigerianer, zu denen noch größere Unterschiede bestehen, und umgekehrt? Das ist schwierig, aber es muss gemacht werden.

Das ist das Problem des anderen. Das Problem des anderen ist seit Platon ein zentrales Problem. Denn man muss seine eigene Identität bewahren, denn Wurzeln sind notwendig, damit man sich nicht verloren fühlt, aber diese eigene Identität muss auf die «Andersheit» („altérité“) treffen. Wie der Philosoph Emmanuel Levinas schrieb: „Die Gesichter der anderen verwandeln mein Gesicht, denn sie verwandeln eine einzelne Besonderheit in eine soziale Intersubjektivität, also in Verantwortung“. Und noch klarer wird Edward Saïd, der große palästinensisch-amerikanische Intellektuelle, der sagte: „Der andere ist die kritische Kraft unserer selbst“.

Dazu sind wir nicht in der Lage. Ich war zum Beispiel letztes in Empoli, einer Stadt in der Toskana mit 50.000 Einwohnern, davon 10.000 Chinesen. Der Bürgermeister ist ein sehr guter Bürgermeister und versucht das Maximum, damit die Chinesen sich in der Gesellschaft in Empoli wohl fühlen. Aber ich habe ihn gefragt: „Hast du versucht, den in Empoli Geborenen zu erklären, wie China ist? Hast du Initiativen ergriffen, um ihnen diese Kultur näherzubringen? Es reicht nicht, wenn du den Chinesen erklärst, wie Italien ist.“ Denn es ist natürlich offensichtlich, dass nicht nur die Chinesen sich verändern müssen, sondern auch die alteingesessenen Bürger von Empoli; Empoli kann nicht weiterhin unverändert fortbestehen, nachdem nun so viele Chinesen dorthin gezogen

sind. Wenn Kulturen nicht dynamisch sind, dann liegen sie im Sterben.

Also, ich glaube, dass Europa eine Chance hat, vielleicht die Gemeinschaft zu werden, die dieses so schwierige Unternehmen angehen kann. Die sich der Achtung der Identität der anderen versichert und sich gleichzeitig nicht in ihren eigenen Käfig einsperrt. Zu Recht bemerkte der deutsche Philosoph Hans-Georg Gadamer, dass „Europa einen Nachteil hat, der ebenfalls einen Vorteil darstellt. Es ist die Region mit den meisten Sprachen, Unterschieden, der größten Vielfalt.“ Jeden Morgen, wenn wir in Europa aufstehen und einen Fuß vors Bett stellen, sind wir schon in einem anderen Land und sprechen eine andere Sprache. Das hat uns an die Existenz des anderen gewöhnt. Und das ist der große Unterschied zu den Vereinigten Staaten, die gewissermaßen eine große Insel sind, von Ozeanen umgeben, (wo es gewiss viele Einwanderer gibt, die allerdings die Hegemonie der ersten Siedler akzeptieren und ihre Kultur für den Privatgebrauch, für die Familie aufheben mussten). Bei uns ist das nicht so. Vielleicht kann Europa es wagen, dieses so schwierige Unternehmen anzugehen, den Aufbau einer gemeinsamen Identität, die sich auf die Unterstützung aller und auf diesen Austausch gründet.

Es gibt einen Satz von Gandhi, der meiner Meinung nach das Vorbild für die Einstellung sein sollte, die wir annehmen müssten. „Ich möchte“ – so Gandhi – „mein Haus nicht von allen Seiten zumauern und auch meine Türen nicht verschließen. Ich möchte, dass die Kulturen aller Länder in mein Haus hereinkommen, so frei wie möglich durch die Fenster hereinkommen. Aber ich lehne es ab, dass irgendeine Kultur so stark pusten könnte, dass ich entwurzelt werde.“ Das ist, meine ich, das Gleichgewicht zwischen Achtung der Vielfalt und Aufbau des Gemeinsamen, den wir vollbringen müssen.“

Ich glaube, dass das ein Problem ist, denn ich denke, dass es unsere Pflicht ist zu verhindern, dass die Globalisierung uns vollständig zersplittert oder dass wir als Reaktion darauf zu Gefangenen in unseren eigenen kulturellen Käfigen werden: Die Demokratie steht auf dem Spiel.



**Hg. Birgit Daiber**

**Rosa Luxemburg Stiftung Brüssel**

Ave. Michel-Ange 11, 1000 Brüssel, Belgien

Tel: +32 2 738 7660, Fax: +32 2 738 7669

Email: [info@rosalux-europa.info](mailto:info@rosalux-europa.info)

Web: [www.rosalux-europa.info](http://www.rosalux-europa.info)